men. Ein weiteres Gebäude, Honiggasse 25, das dem Graveur Otto Ott gehörte, lag mitten in der heutigen Bürgerstraße.

Schon längere Zeit trug man sich mit dem Gedanken, von der Hinteren Schmiedgasse aus einen Durchbruch zur Remsstraße zu machen. Am 3. Dezember 1888 wandte sich Graveur Josef Renz an den Gemeinderat und bot ihm sein Haus Hintere Schmiedgasse 31 zum Kauf an. Er führte damals schon aus, daß seitens der Stadt schon lange der Plan bestehe, sein Haus für einen Straßendurchbruch zu erwerben. Im Gemeinderat fanden sich viele Gegner des Plans; doch wurde am 15. Januar 1889 mit 8 gegen 6 Stimmen beschlossen, das fragliche Gebäude für 9000 Mark vorsorglich aufzukaufen, mit dem Abbruch aber noch zuzuwarten. Gleichzeitig konnte von der Gmünder Aktiengesellschaft für Gasbeleuchtung, der Vorgängerin des städtischen Gaswerks, ein Geländestreifen erworben werden, der die Durchführung der Straße bis zur Remsstraße ermöglichte. An den Erwerb des Hauses Honiggasse 25 wurde vorerst nicht gedacht. Man glaubte, ohne dieses Gebäude auskommen zu können.

15 Jahre lang ruhte die Sache, bis 1904 eine größere Anzahl von Bürgern der Hinteren Schmiedgasse und der Honiggasse unter Führung von Kaufmann Philipp Rübsamen (Vord. Schmiedgasse 21) den alten Plan wieder aufgriff. Auch diesmal fanden sich im Gemeinderat entschiedene Gegner. Da aber Gebäude Hint. Schmiedgasse 31 inzwischen vollständig herabgewirtschaftet und doch für den Straßendurchbruch aufgekauft worden war, beschloß man 1904, das fragliche Gebäude abzubrechen und sofort mit dem Straßenbau zu beginnen. Es gelang noch, von den Angrenzern, dem Bäckermeister Josef Bretzler und dem Goldarbeiter Ludwig Gendle, einiges Gelände zu kaufen, so daß der Straße die nötige Breite gegeben werden konnte. Von dem Ankauf des Otto Ottschen Gebäudes, Honiggasse 25, sah man auch dieses Mal ab. Die Straße, die 1905 fertiggestellt wurde, erhielt den Namen Bürgerstraße. Sie führte nämlich am Bürgerlichen Bräuhaus, der früheren Stadtbrauerei (später Lager- und Verkaufsgebäude der Betriebswerke), vorbei. Nach diesem Bürgerlichen Bräuhaus erhielt nun die Straße ihren Namen. So wenigstens versicherte mir der einstige Gemeinderat Bernhard Knoblauch. Ob die Stadträte damals auch nur entfernt an den Dichter Gottlob Bürger (1747/94) dachten, halte ich für ausgeschlossen; denn für diesen Dichter war in Gmünd noch nie eine Vorliebe zu spüren. Dagegen hat jene Zeit eine Reihe geschmackloser Namen wie Kanalstraße, Schreinerstraße u. ä. auf dem Gewissen.

Inzwischen war längst schon das Gaswerk in städtischen Besitz übergegangen. Nun ergab sich 1906 die Notwendigkeit, einen neuen großen Gaskessel zu bauen. Man trug sich zunächst mit dem Gedanken, die Gebäude Honiggasse 29, 31, 33, 35, 37 und 39 abzubrechen, um den nötigen Raum zu gewinnen. Der Ankauf dieser Gebäude hätte aber 92 000 Mark beansprucht, und man hätte nur 9 a 79 qm gewonnen Da kam durch die Gebrüder Fuchs, den Inhabern der Schlüsselbrauerei, für die Stadt ein recht günstiger Ausweg. Die Schlüsselbrauerei hatte nämlich das Bürgerliche Bräuhaus aufgekauft und stillgelegt. Die leerstehenden Gebäude, zu denen auch der Keller des Ottschen Gebäudes gehörte, konnte die Stadt 1907 um die bescheidene Summe von 55 000 Mark erwerben. Nun kaufte man noch im selben Jahr das Ottsche Haus dazu und hatte nun für 63 000 Mark ein Gelände von 16 a 80 qm, dazu die Gebäude der Brauerei, die gut verwertet werden konnten. Das Ottsche Haus wurde abgebrochen, die Gartenzäune in ihre heutige Flucht gesetzt, und so hatte die Bürgerstraße für längere Zeit ihre Gestalt bekommen. Erst in den letzten Jahren wurde sie von der Remsstraße her bis auf einen schmalen Fußgängerweg durch eine Mauer abgesperrt.

Unvergeßliche zeitgenössische Gestalten

(Aus dem Nachlaß des verstorbenen Apothekers Robert Deibele)

Dargeboten von Albert Deibele

Der verstorbene Apotheker Robert Deibele hat sich in den letzten Wochen seines schweren Krankenlagers immer wieder mit der Geschichte seiner geliebten Vaterstadt beschäftigt. Um sich zu vergessen, machte er Aufschriebe über die vielen schrulligen Gestalten, die ihm während seines Lebens in den hiesigen Straßen, Gassen und Gäßchen begegnet sind und die zu unserer Stadt gehören wie der Johannisturm oder das Rathaus. Seine Aufschriebe, oft durch meine eigenen Erinnerungen ergänzt, seien hier geboten.

Da war der alte Broses-Done, der Ausrufer unserer Stadt. War irgend eine Versteigerung, ein Verkauf, ein Fest, ein Tanz, so trat der Broses-Done in Erscheinung. An einer Straßenecke stellte er sich auf und schwang kräftig die Amtsschelle. Nun dröhnte es im tiefsten, kräftigsten Baß durch die Straßen, daß die Fensterscheiben erzitterten: „Auf der Freibank — ist sogleich — sehr schönes — Kuhfleisch — das Pfund zu 30 Pfennig — zu haben!“ oder sonst etwas. Aus allen Gassen strömten die Kinder herbei, und bald tönte es aus Dut-

zenden von Kehlen: „Auf der Freibank — ist sogleich usw." Wer den Broses-Done gekannt und vor allem gehört hat, wird ihn nie mehr vergessen.

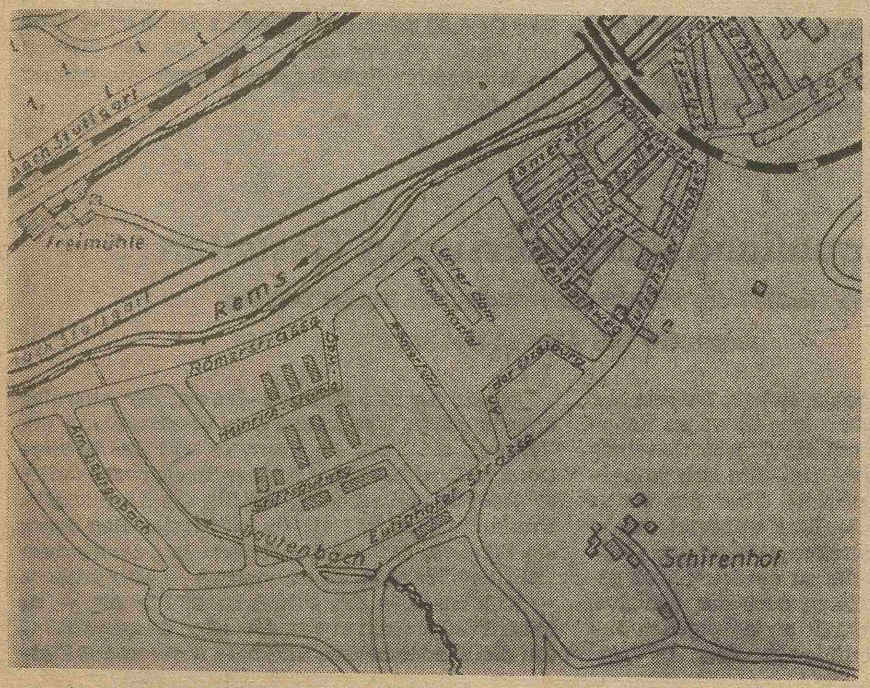
Zur selben Zeit übte die Familie Grötzinger ihre öffentlichen Dienste aus. Ihre Tätigkeit begann, wenn die Abendschatten langsam der Nacht weichen mußten. Da rückte die ganze Familie aus: Mann, Weib, Sohn und Tochter. Jedes trug eine lange Stange, auf welcher oben über einem kräftigen Haken eine Spiritusfackel brannte. Nun galt es, die Gaslaternen anzuzünden. Mit dem Haken wurde der Gashahn geöffnet; die Fackel entzündete das ausströmende Gas, und mit einem leichten Knall flammte die Laterne auf. Und weiter ging es im Eilschritt. Fast unheimlich war es anzusehen, wie die Gestalten, in ölige, schmierige Arbeitskittel gehüllt, unter dem Gewicht der Stange vornüber gebeugt, lautlos in dem Dunkel untertauchten. Es war ein unschönes Geschlecht. Für uns Kinder war das Auftreten der „Laternenstupfer" genau so ein zwingendes Signal zum Heimgehen wie das „Gebetläuten", denn damals hielt man noch in jeder anständigen Familie strenge darauf, daß jedes Kind während der Dunkelheit zu Hause war, und das war gut so. — Im frühesten Morgengrauen löschte die Familie Grötzinger wieder still und geräuschlos die Laternen. Was wird die ganze Familie für diese Arbeit bekommen haben? — Ein paar Pfennige! — Ja, dazumal war das tägliche Brot schwerer zu verdienen als heute!

Appetitlicher war der Beruf des Hochzeitläders. Dazumal war es der stattliche Albrecht, allgemein d'Scheaf genannt. Wurde ein Brautpaar zur Kirche gefahren, so saß er mit weißen Handschuhen, Frack und Zylinder selbstbewußt neben dem Kutscher auf dem Bocke. Die Arme ruhten leicht verschränkt über der Brust, vielleicht einen Rotweinfleck auf dem sonst blütenweißen Hemde überdeckend. Das stattliche Bäuchlein und die rosigen Hängebäcklein verrieten deutlich, daß der Beruf des Hochzeitläders manches Stücklein Braten, auch manches „Viertele" einbrachte.

Anders war es, wenn er eine Leiche anzusagen hatte. Mit „Leichenbittermiene" sagte er mit schmerzbewegter Stimme sein Sprüchlein her: „Meine traurige Mitteilung vom heute Nacht erfolgten Hinscheiden des N. N." Hatte er ein gutes Trinkgeld zu erwarten, so brachte er es sogar fertig, seinen Augen einige Tränen auszupressen, besonders wenn er im Vorgefühl der zu erwartenden Einnahmen schon etwas „geweint" hatte.

Wenn der Häberle mit einem Ballen roter und gelber Blätter auf dem Arm die Honiggasse hereinkam, dann war Fasnet. Was er da trug, war eine Fastnachtszeitung, die er selbst zusammengestellt und auf seine Kosten hatte drucken lassen. Um 20 Pfennig konnte man erfahren, welche Streiche das Jahr über in der Stadt geschehen waren. Da er als biederer, einfacher Goldschmied nicht viele Rücksichten zu nehmen hatte, so konnte er tiefer in die Tinte greifen als so ein geplagter Zeitungsmensch. Drum gingen seine Blätter auch reißend los, und gar viele warteten jedes Jahr mit Spannung auf den Häberle und seine Fastnachtszeitung. Natürlich war diese in unverfälschter Gmünder Mundart geschrieben. So ging es leichter, und die gelehrten Herren hatten keine Gelegenheit, an seiner Rechtschreibung herumzuflicken.

(Fortsetzung folgt)



Aus dem Gmünder Neubaugebiet: Die Skizze zeigt die neuen Straßenführungen im Neubau-Gebiet West hinter der Diözesan-Siedlung (siehe auch den Artikel in Nr. 10 vom Jahrgang 1956 der Gmünder Heimatblätter).

Für die Redaktion: Dr. Franz Dietzel, Schwäbisch Gmünd, Engelg. 11. Beiträge sind an diese Anschrift zu richten.

träge von den württembergischen Untertanen, die auf dem Friedhof in Mögglingen beigesetzt werden. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Unter- und Oberböbingen. In Zimmern zieht der Pfarrer von Iggingen rücksichtslos Tauf-, Kopulations- und Proklamationsgeld (Verkündigungsgeld) ein. Sein Mesner fordert einen Tauflaib, von einem Kind eine gute Schüssel Schönmehl, um und um mit Eiern besetzt. Beim Tode eines Kindes wird ein Viertel Haber, und wenn eine erwachsene Person stirbt, ein Viertel Korn verlangt. Umsonst klagen und lamentieren die armen württembergischen Untertanen und flehen um Abhilfe. Der Geistliche zu Mögglingen empfängt wenigstens von den württembergischen Untertanen manchen Beichtpfennig, dazu Meßgeld, sowie Opfer zu Bildnissen und reiche Gaben zur Renovation der Kirche. Auch verlangt der Geistliche zu Mögglingen von jeder Mutter die kirchliche Aussegnung. Weil dies bis jetzt regelmäßig geschehen ist, habe ich es ihm auf dem letzten Kirchenkonvent grundsätzlich verboten. Eine alte, vom evangelischen Glauben abgefallene Frau hat dem Geistlichen zu Mögglingen 50 fl. verschrieben. Trotz meiner eindringlichen Vorstellung gab sie weder zum Waisenhaus, noch dem Heiligen zu Oberböbingen, noch zu einem vorhabenden Positiv (Orgel) auch nur einen Kreuzer.

Von einem patriotisch gesinnten Freund habe ich in den vergangenen Tagen erfahren, daß Unterböbingen erst vor 20 Jahren an das Kloster St. Stephan verkauft wurde. Vor zwei Jahren erwarb ein Offizier das Rittergut, um es alsbald an Ellwangen zu veräußern. Vergeblich boten die Nonnen viele Jahre ihren Besitz feil. Hätte ihn damals Württemberg aufgekauft, dann könnte man jetzt mit den 30 Haushaltungen nach Wunsch verfahren. Ja, man hätte an die Landstraße einen einträglichen Zoll setzen können, der den Kaufschilling bald gelohnt hätte. Vor drei oder vier Jahren habe ich dem Vogt zu Heubach alles berichtet, damals war Unterböbingen noch feil und den Nonnen ganz entleidet."

Unvergeßliche zeitgenössische Gestalten

Von Robert und Albert Deibele

(Schluß)

Heute haben es die Hausfrauen in mancherlei Hinsicht viel besser als früher. Es gibt Putzmittel Bodenöl und Bohnerwachs in beliebiger Menge, wo früher Sand seinen Dienst verrichten mußte. Mit Sand fegte man Messer und Gabeln, Töpfe und Tiegel. Sand streute man am Samstag auf die frisch gescheuerten tannenen Fußböden und kehrte ihn am Sonntag früh wieder hinaus. Sand mußte die Stelle des Löschblattes vertreten, und mit Sand waren auch viele Spucknäpfe gefüllt, die damals noch allenthalben aufgestellt waren. Der „Sandmann" war damals also noch eine recht wichtige Persönlichkeit, und wenn er von Haus zu Haus wanderte, kam er nicht zu den schlafmüden Kindern, sondern zu den putzlüsternen Hausfrauen. Die Gmünder Sandmännchen stellte damals die Familie G. Der Vater sorgte durch Zerklopfen unserer heimischen Sandsteine für die nötige Handelsware. Die Mutter hatte aus altem Bettzeug oder sonstigen wertlosen Flicken Säckchen zu nähen, die etwa 5 Pfund Sand faßten. Die Kinder mußten die Ware vertreiben. Vor meinen Augen steht immer noch ein älterer, ärmlich gekleideter Knabe, der Tag für Tag mit einem selbst gebastelten Wagen barfuß durch die Stadt zog. Auf das Gestell eines alten Kinderwagens war eine Kiste montiert, und in dieser standen dicht aneinandergedrängt die gefüllten Sandsäckchen. Vor jedem Hause wurde gehalten und in jede Küche hineingerufen: „Braucht ma koen Sand?" Glücklich, wenn die Sandkiste eben leer war! Da konnte ein Säcklein Sand angebracht werden. Zehn Pfennige war der Erlös. Es war ein hartes, aber ehrlich verdientes Brot, und die Kinder, von Jugend auf an Arbeit gewöhnt, haben sich später im Leben tapfer durchgeschlagen. Der einstige barfüßige Sandbube von Gmünd wurde ein gewandter, angesehener Oberkellner im Café Königsbau in Stuttgart. Als solcher hatte er es nicht mehr nötig, wegen zehn Pfennigen unzählige Treppen auf und ab zu rennen.

Täglich betrat ein alter Herr das Hotel Rad (Gmünder Hof), lässig in Gang und Haltung, lässig auch in der Kleidung, die aus abgetragenen Uniformstücken umgearbeitet worden war. Niemand hätte in diesem Manne einen früheren hochverdienten und hochangesehenen Offizier vermutet. Beim hiesigen Offizierskorps war der ehemalige Oberst von Schäffer begreiflicherweise nicht gerne gesehen; doch schien sich dieser nicht im geringsten etwas daraus zu machen. An einem Fensterplatz umgab er sich mit allen erreichbaren Zeitungen und Zeitschriften, und damit war sein Bedürfnis nach Unterhaltung auf Stunden hinaus gedeckt. Im Volksmund hieß der Sonderling kurz und bündig „der Katzenschäfer". Er wohnte draußen in der Weißensteiner Straße im Hause 24. Dort war in jede Türe ein Katzen-

schlupf eingesägt, denn dieser Mann hielt Dutzende von Katzen. Wieviel es genau waren, konnte er wohl selbst nicht angeben. Daß ein solcher Mensch die Aufmerksamkeit der Kinder auf sich zieht, ist begreiflich. Oft konnte man einige Bengels beobachten, die dem alten Manne auf dem Fuße folgten und nach Herzenslust miauten. Doch der Katzenschäfer ließ sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen. (Siehe auch Heimatbl. 1937, S. 63.)

Am 2. September wurde alljährlich der Sedanstag festlich begangen. Mit Musik und Fahnen zog man zum Friedhof und legte dort am Kriegerdenkmal einen Kranz nieder. Im Zuge marschierte — von uns Kindern besonders angestaunt — ein katholischer Pfarrer mit langem, wallendem Bart, das Eiserne Kreuz auf der Brust. Es war Pfarrer Herzer, der als Feldgeistlicher gedient hatte. Im Friedhof wurde der Zug von zwei hiesigen Barmherzigen Schwestern erwartet, die ebenfalls das Eiserne Kreuz trugen. Eine von ihnen hatte gar einen Stelzfuß von der damals noch üblichen abstoßenden Form: an das Knie war ein kurzer dicker Stock geschnallt, welcher das fehlende Bein ersetzen mußte. Diese Schwester hatte ebenfalls im Siebziger-Krieg das Bein verloren. Als sie starb, wurde sie mit militärischen Ehren beerdigt. Eine Abteilung Soldaten gab über ihrem Grabe drei Salven ab.

Eine kleine, recht nachlässig gekleidete Frau machte damals durch ihre Armut viel von sich reden. Ihr verrunzeltes Gesicht mit der kühn hervorstechenden Adlernase zeigte auch als Ruine noch Spuren einstiger Vornehmheit. Diese Frau, eine geborene von Endreß-Fürsteneck, suchte besonders besser gestellte Familien auf und bat, ihr etwas Briefpapier abzukaufen. Das Hausieren bereitete ihr sichtlich große Überwindung. Wurde sie bei ihren sauren Gängen von irgend jemand zu einer Tasse Kaffee oder einem kleinen Vesper eingeladen, so war sie recht dankbar. Dann konnte sie stundenlang von ihrer Jugend erzählen, wie sie als Kind vierspännig zur Schule gefahren worden sei und sie für Sprachen, Musik und Tanz eine eigene Lehrerin gehabt habe. In der Tat konnte sie fließend französisch und englisch sprechen, verstand auch ordentlich Klavier zu spielen und selbst den erlernten Hofknix wußte sie im Alter noch vorzuführen. Ihr Vater, Vorstand der Strafanstalt Gotteszell, war verhältnismäßig frühe gestorben. Zwar konnte sie bei ihrer ersten Verheiratung mit einem Buchhändler noch das heutige Stadtpostamt sich erwerben; doch geriet sie bald in finanzielle Schwierigkeiten. Ihre unglückliche zweite Ehe stürzte sie vollends aus ihrer Höhe. Auf sich allein gestellt, war sie den veränderten Verhältnissen nicht mehr gewachsen. Der aristokratische Schimmer, der sie bisher umgeben hatte, verblaßte, und ihre ganze Welt brach zusammen. Ergeben in ihr Schicksal, trug sie ihr herbes Leid. Sie starb in bitterster Armut, aber nicht verbittert. Darin lag ihre Größe.

Professor Mager liebte heitere Geselligkeit. Seine Spezialität war, verschiedene Weine zu mischen, um dadurch einen besonderen Wohlgeschmack zu erzielen. Bei seinen Fläschlein stand stets auch ein Glas Wasser; aber beileibe nicht, um den Wein zu verdünnen. Das hätte Mager als Todsünde betrachtet. Nein, von dem Wasser trank er stets ein kleines Schlückchen, bevor er zum Weinglas griff. „Man muß den alten Weingeschmack aus dem Munde entfernen, ehe man trinkt. Dann hat man immer wieder den Genuß des ersten Schluckes!“ Er war eben ein richtiger Genießer. Rätselhaft blieb, woher er die schmalen schwarzen Seidenbändchen bezog, die er sich biedermeierhaft als Krawatte umband. Seine Schüler ahmten ihn nach, banden sich aber in Ermangelung von Seide einen langen Schnürsenkel um.

Ein Wort, das Mager nie aussprach, war „Ja“. Dafür gebrauchte er stets das Wort „Wohl!“

Der Krieg 1870/71 hatte einen Franzosen, den Monsieur Broussès hinterlassen. Wie alle Franzosen lernte er nie ein korrektes Deutsch. Aber gerade dies machte den Mann interessant und unterhaltend. Es war doch ganz possierlich anzuhören, wenn er sagte: Ick gehen auf die Wokenmark, oder: Sind Sie gewesen gestern auf galtes Feld? Broussès war natürlich immer begehrt, wenn es galt, eine richtige französische Aussprache zu hören und zu lernen.

In den neunziger Jahren wurde in Gmünd ein Italiener an Land gespült. Er hieß Santo Salvi. Von ihm weiß Apotheker Deibele folgendes zu erzählen: Der kleine Mann mit dem großen Schnauzbart kam mit einem Haufen Erdarbeiter, die man damals bei allen größeren Bauwerken einsetzte. Mit einem Waschkörblein Orangen trat er zuerst an die Öffentlichkeit. Besonders bei Festlichkeiten bot er sie zum Kaufe an. So traf ich ihn einstens im Wental an. Als er ausverkauft hatte, spielte er am Waldrande zum Tanze auf. Für den Winter beschaffte er sich einen Maroniofen und bot bei der Johanniskirche seine gebratenen Kastanien an. Später hatte er ein Ladengeschäft in der Ledergasse. Gerne kaufte ich dort original Gorgonzola-Käse. Die Köche der italienischen Baustellen beim Bahnbau Göppingen, bei der Bahnhofserweiterung und beim Bau des zweiten Gleises waren bei ihm Großkunden in Makkaroni, Öl und Käse. Doch kam es vor, daß solch ein italienischer Landsmann ohne Bezahlung aus Gmünd abrückte. Dadurch hatte er manchmal große Verluste zu tragen. Noch lange nach seinem Tode hat man von dem bescheidenen Manne gesprochen. (Siehe auch Heimatbl. 1952, S. 16!).

Als es noch kein Leichenhaus gab, bewegten sich alle Leichenzüge durch die Gassen von Gmünd. Wurde ein Veteran zu Grabe getragen, so trat meistens die Musik in Tätigkeit. Ihr voraus schritt ein Mann in Trauerkleidung, eine Trommel umgehängt. Sobald die Musik aussetzte, fing er an, die Trommel zu schlagen. Dazu

benötigte er meist nur einen Trommelschlegel. Diese eigenartige eintönige Musik und der Umstand, daß der Trommler Ohrringe trug, machten den Mann bei uns Kindern besonders interessant. Kennt jemand noch seinen Namen? Starb eine Barmherzige Schwester, so wurde sie von der ganzen Schwesternschaft zu Grabe geleitet. Da sich damals hier noch das Mutterhaus befand, gab es einen Leichenzug von der Bocksgasse bis zum Schmiedturm. Bei Regenwetter gab es einen eigenartigen Anblick, wenn man sich den Zug von einem höheren Stockwerke aus betrachtete. Da sah man nur eine Unzahl von wackelnden, riesigen blauen Regenschirmen, die am Ende des Stockes einen Messinggriff zeigten.

Trägt ein Mann sein Leben lang schwarz, zuzüglich goldener Brille und wird Kaplan tituliert, so liegt im allgemeinen kein Grund vor, in ihm einen Kaufmann und Goldschmied zu vermuten. Und doch war es so bei Eduard Knoll. Stets lustig und zu allen Streichen aufgelegt, so lebt er noch im Gedächtnis vieler Gmünder. Die schwarzen Anzüge erhielt er von seinem Bruder, der Pfarrer war. Da diese auch nach ihrer Umarbeitung den Rock des Geistlichen nicht verleugneten, wurde Knoll eben der Kaplan.

Es war in den 90er Jahren, als die Sozialdemokratie noch nicht für salonfähig gehalten wurde. Da hielt diese Partei in Mögglingen eine Versammlung ab. Knoll, der eben an der Wirtschaft vorbeiging, hätte gar zu gerne gewußt, wer an dieser Versammlung teilnahm. Er schlich sich in die Flur, hob vorsichtig das Schalterfensterchen und spitzte hinein. Schon aber war er bemerkt worden, so riefen einige Mögglinger: „Da schaut der Kaplan zum Fensterchen herein!" Ein paar Tage später konnte man in der „Schwäbischen Tagwacht", der sozialdemokratischen Parteizeitung, lesen: „In Mögglingen schämte sich sogar ein Kaplan nicht, die Versammlung durch das Ausschankfensterchen zu bespitzeln!"

Stets gewichst, schlank und aufrecht, ritterliche Haltung und Figur, so und nie anders trat Herr Theodor Geyer aus seinem Hause Bocksgasse 39. In seinen Geschäftsräumen allerdings, da konnte sich seine Reiterfigur nicht genügend strecken; denn allzu niedrig war der Laden. Ein Kavalier von der Fußsohle bis zum Scheitel, und so paßten die verschiedenen Käseglocken, Senftöpfe, Sauregurken-Platten so gar nicht zu dem Wesen dieses Mannes. Neben dem Vitualienhandel, wie man damals sagte, betrieb er noch einen schwunghaften Schneckenversand bis nach Frankreich hinein und hatte außerdem noch die Vertretung der Württembergischen Sparkasse. Was dem Kavalier und Kavalleristen fehlte, war einzig ein Pferd. Alles übrige hatte er. In seinem Sportschrank hingen sieben lederbesetzte Reithosen, ebenso viele Reitstöcke und Peitschen, dazu die nötigen Mützen, Sporen und Stiefel. Aber Geyer war und blieb sein Leben lang der Reiter ohne Pferd.

War eine Theatergesellschaft hier, etwa Steng-Kraus oder Erdmann, der Eckplatz vorn links war nie erhältlich. Auf ihn machte Fabrikant Ott Anspruch. Auch in Stuttgart verfolgte er solches Privileg. Es war bekannt, daß er stets eine Anzahl Schmuckstücke, insbesondere Broschen, bei sich trug. So bekam er als „Broschen-Ott" Weltruf, wenigstens bei der weiblichen Theaterwelt. In späteren Jahren, als es langsam rückwärts ging, vereinigte er immer noch gerne seine Theatermäuschen bei Bier, Schützenwurst und Kopfsalat.

Daß ein Kind zwei oder drei Vornamen bekommt, ist nichts Besonderes. Daß ein Erwachsener zwei Familiennamen führt, etwa Müller-Gräff, ist schon viel seltener. Daß es aber jemand im Laufe seines Lebens zu vier Namen bringt, ist schon ein einziger Ausnahmefall. Dieses traf aber zu beim alten Fabrikanten Gustav Nagel, der ein flottes Bürstengeschäft mit Borstenhandel in der Ledergasse betrieb. Von diesem Berufe hieß er nur der Borstennagel. Seiner Haarfarbe verdankt er seinen zweiten Namen, der „rote Nagel". Im Kriege 1870/71 stand er Gewehr bei Fuß vor Belfort, zu einer Zeit, wo es keine Schlacht mehr zu schlagen gab und wo kein Schuß mehr fiel. Desto häufiger erzählte Nagel von seinen militärischen Heldentaten. So wurde er zum Belforter. Und da er sich vor lauter Bismarckverehrung kaum mehr zu halten vermochte, erhielt er den Namen „Bismarcknagel." Also vier Namen für ein und dieselbe Person!

Kupferles Nanne war einstens die einzige Friseuse in Gmünd. Bei allen Hochzeiten, Kindstaufen, Kommunionen und Konfirmationen war sie bei der erwachsenen Frauenwelt unentbehrlich. Sie erfuhr immer das Neueste und zwar aus erster Quelle, und sie hätte keine Frau sein müssen, wenn sie ihre Nachrichten nicht sofort wieder in allen Boudoirs weitergegeben hätte, die sie jedmorgentlich zu besuchen hatte. So wurde sie zur lebendigen Gmünder Morgenpresse.

Einmal war sie bitterböse und spie Gift und Galle. Fuhr da doch — es war am Fastnacht-Dienstag — ihr getreues Ebenbild durch die Stadt und ließ sich an diesem und jenem Stammtisch nieder. Ein Fabrikant hatte sie glänzend nachzuahmen verstanden.

Für die Redaktion: Dr. Franz Dietzel, Schwäbisch Gmünd, Engelg. 11. Beiträge sind an diese Anschrift zu richten.